

# I

## Unglaubliches Geständnis

Für die diensthabenden Polizisten in Brooksiel begann der 21. Juni 1994 mit Routine. Viertel vor zehn: Ein feuchter Film von Wischwasser schimmerte noch auf den Bodenfliesen des Polizeireviers. Im Eingangsbereich eine Duftmischung aus Aktenpapier, Kaffee und Haushaltsreiniger.

Mit flacher Hand wischte Polizeiobermeister Udo Kemper die Krümel seines Frühstücks von der Schreibunterlage. Er nahm einen letzten Schluck Kaffee und wollte gerade zu Papier bringen, was in Brooksiel in den vergangenen 24 Stunden gegen die Ordnung verstoßen hatte: viermal Trunkenheit am Steuer, ein Ladendiebstahl und in den Morgenstunden eine Diskothekenkeilerei.

Nichts Aufregendes für den 27-jährigen Polizisten, aber Aufregenderes war in diesem Ort nicht heimisch.

Er war umringt von Weiden und einzelnen Gehöften, die mit ihren mächtigen Dächern wie selbstbewusste Landsherren mitten in der Weite ostfriesischer Küstenlandschaft standen.

Udo Kemper griff zum Telefon. Er wollte seiner Frau mitteilen, dass er wider Erwarten pünktlich nach Hause komme.

Er hatte gerade die ersten Ziffern seiner Telefonnummer eingetippt, als er hörte, wie die Eingangstür seiner Dienststelle ins Schloss fiel.

Eine Frau Anfang 50 trat an die Glasscheibe, die zwischen Bürgern und den Hütern ihrer Ordnung transparente Distanz schafft.

Gedämpft hörte der Polizist ein „Guten Morgen“.

Sofort legte er den Hörer auf, ging auf die Frau hinter Glas zu und schob das Fenster auf: „Was kann ich für Sie tun?“

Kemper hatte diese Frau nie zuvor gesehen. Er registrierte sie als eine etwa einsechzig kleine zierliche Fremde mit dunkelbraunem Pagenkopf, grauem Rock und hochgeschlossener weißer Bluse. Der kurze Moment der Begrüßung genügte ihm, um mit sicherem Gefühl sagen zu können, welche Sorte Mensch er nicht vor sich hatte. Auf ihn wirkte sie weder angetrunken noch gewalttätig, heruntergekommen oder falsch.

Frauen wie sie, dachte er, braucht ein Polizist nicht abzuführen. Sie kommen von sich aus auf die Wache, tragen ihr Anliegen vor und gehen wieder.

Der junge Polizist hatte sein Entgegenkommen mit den Worten: „Was kann ich für Sie tun?“ kaum ausgesprochen, als die Frau ihn ansah und ihm mit ruhigem, klarem Ausdruck sagte, was er kaum für möglich halten konnte: „Ich bin hier, weil ich soeben meinen Mann erschossen habe.“

Udo Kemper war darum bemüht, sein Erschrecken nicht sichtbar werden zu lassen.

Er war froh darüber, dass ihn diese Frau für die Zeit eines Gedankens nicht ansah.

Wortlos senkte sie den Blick auf ihre Hände, die damit beschäftigt waren, die Autoschlüssel hin und her zu wenden.

So ganz konnte und wollte der Polizist ihre Aussage nicht

glauben. Ihm fiel die abgerissene und verhärmte junge Frau ein, die seine Kollegen vor ein paar Wochen vernommen hatten. Deren Nachbarn hatten die Polizei alarmiert. Sie hatten von einer wüsten Schlägerei berichtet.

Als die Polizisten eintrafen, hatte ihr Mann gesagt, seine Frau sei krank.

„Die bildet sich ständig ein, dass ich mit anderen Frauen rummache. Und jetzt ist die Verrückte gleich mit der Schere auf mich losgegangen.“

Udo Kemper hatte zu seinen Kollegen gesagt: „Würde mich nicht wundern, wenn wir deren Alten irgendwann aufgeschlitzt in der Wohnung wiedertreffen.“

Die Aussage dieses Morgens, des 21. Juni hingegen, kam ihm vor wie ein schlechter Witz.

Diese Frau und Mord, dachte er, das passte nicht zusammen. Dabei hatte er in achtjähriger Dienstzeit längst begriffen, dass Kriminelle nicht grundsätzlich so aussehen und sprechen, wie nicht-kriminelle Bürger sich das gern vorstellen.

Der junge Polizist wollte das Gespräch mit der vermeintlichen Täterin nicht unter vier Augen weiterführen. Er wandte sich zur Seite, griff zum Telefonhörer und bat seinen Kollegen, schnell nach vorne zu kommen.

Die Tür zu den hinteren Büros öffnete sich. Kempers Kollege Michael Grote betrat den Raum und ging geradewegs auf die fremde Frau zu.

Auf jede Dramatik verzichtend, stand sie fast unbeweglich vor dem 43jährigen Polizeihauptmeister. Nur ihre Hände waren nach wie vor mit ihren Autoschlüsseln beschäftigt.

Die Frau wich dem Blick des Beamten nicht aus und wiederholte: „Ich habe soeben meinen Mann erschossen.“

„Wie bitte,“ kam es aus dem Polizisten heraus, „was haben

Sie gemacht?“

Stehenden Fußes fragte er sie nach ihren Personalien und nach dem Tatort. Die Frau gab bereitwillig und ohne zu zögern Auskunft.

Sie sagte, sie heiße Karin Krogmann, sei 52 Jahre alt und habe ihren ein Jahr jüngeren Mann in ihrer gemeinsamen Wohnung in der Deichstraße 11 mit mehreren Schüssen aus dessen Revolver erschossen.

Dem Polizisten fiel auf, mit welcher ungewöhnlicher Präzision die Angaben aus ihrem Mund kamen. Sie machte ihre Aussage mit ernstem Gesichtsausdruck und einem Ton, der Bereitwilligkeit zeigte, die nun beginnende Arbeit der Polizisten zu unterstützen.

Bei der späteren Gerichtsverhandlung beschrieb Michael Grote das Auftreten Karin Krogmanns mit einem Vergleich: „Sie schilderte den Vorgang ohne jede Gefühlsregung, so, wie andere Leute vielleicht den Diebstahl ihres Fahrrades anzeigen würden.“

Was Michael Grote in diesem Moment mehr interessierte als die Frau, die sich selbst gerade des Mordes bezichtigt hatte, war der Mann, der das Opfer dieser Frau geworden sein sollte.

Grote alarmierte einen Notarzt und verabredete sich mit ihm am Tatort.

Bevor er in den Streifenwagen stieg, fragte er Karin Krogmann noch nach ihrem Motiv. Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Rocktasche und fuhr sich damit über die Augen: „Mein Mann hat mich wegen einer anderen Frau verlassen. – Nach fast dreißigjähriger Ehe, die immer glücklich und harmonisch war.“

„Wann genau ist die Tat passiert?“ wollte der Polizeibeamte wissen.

„Gerade eben. Ich habe alles stehen und liegen lassen und

bin sofort hierher gefahren. Ich habe noch nicht einmal die Tür abgeschlossen.“

„Und wo haben Sie die Tatwaffe gelassen?“ fragte Grote.

Es hätte ihn nicht gewundert, wenn Karin Krogmann geantwortet hätte: „Ich weiß es nicht. Ich war nach den Schüssen so durcheinander, dass ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen kann, wo ich sie hingelegt habe.“

Stattdessen beschrieb sie dem Beamten ohne zu zögern und exakt, wo sie den Revolver abgelegt hatte: „Er liegt auf einem kleinen Tischchen in unserem Flur.“

Grote hatte es eilig. Er warf sich seine Uniformjacke über und fuhr mit einem Kollegen Richtung Deichstraße.

„Bei diesem Morgenverkehr geht’s bald besser zu Fuß“, meinte er unterwegs, weil der Tatort nur einen knappen Kilometer von der Polizeiwache entfernt war.

Sie hatten das Haus, in dem die Bluttat stattgefunden haben sollte, sofort gefunden. In großen Ziffern war die Nummer 11 von einer roten Klinkerfassade abzulesen.

„Sieht ja gut aus,“ sagte Grote, als er mit seinem Streifenwagen in die gepflasterte Hofeinfahrt einbog.

„Alles tipptopp – wenn da nicht ‘n Toter drin läge. - Ehrlich gesagt, ich traue dem Braten nicht. Mag ja sein, dass wir ‘ne Leiche finden, aber die geht nicht auf das Konto von dieser Frau.“

Die 11 war zwar die Nummer eines Mehrfamilienhauses. Doch wer solche Gebäude mit rein kommerzieller Langweiler-Architektur gleichsetzte, machte an dieser Adresse andere Erfahrungen. Die linke Hälfte war zweigeschossig, die rechte, etwas zurückliegende, dreigeschossig. Zwei Satteldächer mit schieferverkleideten Giebeln ruhten auf dem Gebäudekomplex, und ihre weit vorgezogenen Dachüberstände lagen schützend über den Balkonen.

Grote warf aus dem Seitenfenster des Polizeiwagens einen Blick hinauf, als hoffe er, irgendein Detail könne ihm verraten, hinter welchen Fenstern das Verbrechen passiert war. Doch auf Gewalt deutete hier gar nichts hin, zumindest nicht auf den ersten Blick.

Vor dem Haus ein mit kniehohen, runden Palisadenhölzern eingefasster Abstellplatz für Autos. Angrenzend ein kleiner von Gärtnerhand gestylter Vorgarten, in dem Kräuter wie Hahnenfuß und Wegerich noch Unkräuter hießen.

Grote meinte, die Frau habe vom ersten Obergeschoss links gesprochen.

Auch dort nichts Auffallendes: Rechts ein auf Kipp stehendes Fenster. Links ein kleineres, das oben spitz zulaufend der Dachschräge angepasst war. Daneben ein zusammengeklappter Sonnenschirm. In der Mitte des Balkons eine hohe zweiflügelige Fenstertür. Ihre weißen Rollläden waren ein Viertel heruntergelassen, als sollten sie das Morgenlicht im Zimmer dämpfen.

Auf dem Hof sahen die beiden Polizisten den Notarzt aus seinem Wagen steigen. Zusammen gingen sie Richtung Hauseingang. Grotes Zeigefinger fuhr eilig hoch und runter über eine Reihe mit sieben Klingelknöpfen bis er das Namensschild mit der Aufschrift „Krogmann“ gefunden hatte.

Er berührte die Taste kurz, drückte aber nicht. Die Haustür war nicht verschlossen.

Die zwei Polizisten und der Arzt gingen ins Haus. Im Flur war es still. Nur die leisen Geräusche vorbeifahrender Autos waren zu hören.

An der Parterrewohnung vorbei liefen die drei die helle Marmortreppe hinauf.

Michael Grote hatte sich nicht getäuscht. Neben der Wohnungstür im ersten Obergeschoss stand auf einem kleinen Mes-

singschild an der Wand „Krogmann“.

Doch die Tür war zu.

In diesem Moment merkte Grote, dass er zu eilig gewesen war. Er erinnerte sich daran, dass die Frau auf der Wache ihm gesagt hatte, sie habe noch nicht einmal die Tür abgeschlossen.

„So ein Mist,“ fluchte der Polizist, „die hat mir ihren Schlüssel nicht mitgegeben, und jetzt ist die Tür ins Schloss gefallen.“

Zwei Sekunden lang sahen sich die Männer nervös an, bis dem Notarzt einfiel: „Ich glaube, ich habe so was wie ‘ne Brechstange im Wagen.“

Er raste die Treppe hinunter, während Grote zweimal kurz auf den Klingelknopf tippte. Tatsächlich kam der Arzt sofort mit einer flach zulaufenden Stange nach oben gehastet.

Grote brauchte nur ein paar Sekunden, bis die Tür aufsprang.

Ihm fiel auf, was ihm immer sofort in den Sinn kam, wenn er fremde Wohnungen betrat: ihr Geruch.

„Überall riecht es anders. Die meisten Häuser, in denen ich einmal war, würde ich mit verbundenen Augen an ihrem Geruch erkennen,“ hatte er manchmal zu seiner Frau gesagt. Für die Kollegen hieß er wegen seines sensiblen Geruchsinns „Spürnase“, was er in seiner Eigenschaft als Polizist stets mit äußerer Ignoranz genoss.

Auf dem fremden Flur, der jetzt vor ihm lag, roch es nach Morgenstunde. Aber nicht nach heißem Duschwasser und Zigaretten von gestern. Die Luft war rein. So gut wie. Nur ein Duft von frischen Brötchen drang zu dem Polizisten herüber. Er erweckte in ihm den Eindruck, als würde er die Menschen, die hier zu Hause waren, hinter der nächsten Tür beim Frühstück überraschen.

Michael Grote und sein Kollege stießen die Zimmertüren auf.

Sie warfen einen Blick ins Wohn- und Esszimmer. Vor ihnen lag ein heller Raum mit rotbraunen Stilmöbeln. Nichts deutete auf einen Kampf hin. Nichts lag herum. Jedes Buch, jedes Deckchen und selbst die Fernbedienung für den Fernseher schienen ebenso ihren dekorativen Stammpplatz eingenommen zu haben wie der Blumenstrauß auf der antiken Kommode neben dem Fenster.

In dieser Szene eleganter Akkuratessse fiel nur der Esstisch aus der Rolle. Vier Stühle standen in soldatischer Ausrichtung um den Tisch gruppiert, zwei schräg, so, als hätte sich gerade jemand von ihnen erhoben. Auf der gestärkten Tischdecke zwei benutzte Teetassen, in der Mitte eine offene Brötchentüte, ein Aktenordner und ein paar lose Schriftstücke. Auf einem weißen Porzellanstövchen, dessen Kerze bereits erloschen war, stand eine Teekanne.

Als Grote sich umdrehte, um die anderen Räume zu inspizieren, kam ihm sein Kollege aus dem Flur entgegen.

„Komm mal. Hab' ihn gefunden. Er liegt im Badezimmer.“

„Tot?“

„Soviel ist sicher.“

Die Leiche eines groß gewachsenen Mannes in heller Sommerhose und blauem Hemd lag auf dem Bauch ausgestreckt in der offenen Badezimmertür. Der Tod hatte sich seiner gebräunten Haut noch nicht bemächtigt.

Dr. Born kniete neben ihm. „Ich kann für den Mann nichts mehr tun.“

Der Arzt machte die Polizisten auf den Rücken des Toten aufmerksam. „Sehen Sie sich mal die beiden Rumpfdurchschüsse an.“

Inzwischen war Markus Perzel am Tatort eingetroffen. Der 40-jährige Kriminalhauptkommissar sah sich nach der Tatwaf-

fe um. Grote erinnerte sich an das, was die Frau auf der Polizeiwache gesagt hatte: „Auf einem kleinen Tischchen rechts in unserem Flur.“

Knappe drei Schritte von dem Toten entfernt entdeckte er es neben der Flurgarderobe. Als die Beamten in die Wohnung eingedrungen waren, hatten sie es nicht beachtet.

„Tatsächlich, die Frau hat mir genau diese Stelle genannt.“

Der Kommissar knipste das Licht im Flur an. Er hockte sich vor das Tischchen, um sich die Waffe näher anzusehen. „Scheint ein alter Armeerevolver zu sein. Aber kein deutsches Fabrikat.“

Perzel öffnete die Tür neben dem Bad. Sie führte ins Schlafzimmer.

Links stand das Bett, eines, das es den Ruhenden quasi im Schlaf ermöglicht, ihren Rücken per Knopfdruck in die gewünschte Position zu bringen. Blauglänzender Satin lag, wie für fremde Blicke hergerichtet, auf beiden Hälften. Fünf, sechs Taschenbücher stapelten sich neben der vorderen Bettseite auf dem Fußboden.

Der Kommissar murmelte den oberen Titel vor sich hin: „Das Leben ohne Mann‘ – Das scheint hier lauter Krisenliteratur für verlassene Frauen zu sein. Dann hat ihr Ehemann wohl da drüben an der Fensterseite geschlafen.“

Inzwischen war auch ein Mann von der Spurensicherung am Tatort eingetroffen. Die Brooksieler Polizisten hatten ihn aus der Kreisstadt angefordert. Der Tote lag noch in der offenen Badezimmertür, sodass der Beamte über ihn hinwegsteigen musste, um in den weiß gefliesten Raum zu gelangen.

Er tastete Fußboden und Wände mit Blicken ab. Hinten links neben einem kleinen Fenster befand sich die Toilette. Daneben war in Brusthöhe Blut auf die Kacheln gespritzt. Ein Ausschuss hatte filigrane rote Spuren auf dem glänzenden Weiß hinterlas-

sen. Zwischen Badewanne und Heizkörper fand der Beamte drei deformierte Projektilen. Der Körper des Opfers hatte sie nicht aufhalten können.

Der Kripobeamte war gerade dabei, ein Maßband zwischen der Leiche im Türrahmen und dem Fenster an der Toilette auf dem Fußboden auszurollen, als seine Kollegin Irmgard Pachel ihn über den Toten hinweg begrüßte.

„Lass dich nicht stören. Ich seh’ mich hier nur kurz um. Dann fahr’ ich zur Wache und unterhalte mich mal mit der Täterin. – Weißt du schon Näheres?“

Er zeigte auf das Blut an der Wand. „Sieht so aus, als ob der Mann am Fenster oder an der Toilette gestanden hätte, als der erste Schuss fiel. Offensichtlich mit dem Rücken zur Tür. Aber dass er direkt auf der Toilette war, glaube ich nicht. Seine Hose ist ordnungsgemäß verschlossen. Die Täterin könnte da gestanden haben, wo du jetzt stehst. Ich hab’ gerade mal gemessen. Vom Türrahmen bis zum Fenster sind es knappe drei Meter. Nach dem ersten oder zweiten Schuss muss er sich wohl noch auf die Frau zugeschleppt haben.“

Irmgard Pachel drehte den Zündschlüssel ihres Dienstwagens auf Start, wollte jetzt möglichst schnell im Polizeirevier ankommen. Doch in dem Moment, als die Ziffern ihrer Autouhr aufleuchteten, sah sie, was ihr die Stunde geschlagen hatte: ein schlechtes Gewissen.

„Ich Blödmann hab’s verschwitzt,“ hörte sich die Kriminalbeamtin fluchen.

Am Abend zuvor hatte sie ihrem Enkel am Telefon versprochen: „Ich hol’ dich morgen Mittag um zwölf vom Kindergarten ab, dann gehen wir zwei zusammen Hamburger essen.“

Damit wollte sie nicht nur dem Jungen eine Freude machen, sondern nebenbei sich selbst den Eindruck vermitteln, trotz al-

ler Kripo-Pflichten als Oma mit neunundfünfzig keine Null zu sein. Die Vorstellung, Sebastian laufe jetzt enttäuscht nach Hause, fegte ihr jeden anderen Gedanken aus dem Kopf.

Die Frau, deren Wohnräume sie soeben unter die Lupe genommen hatte, kreuzte erst wieder in ihrem Bewusstsein auf, als sie vor den drei Eingangsstufen des Polizeigebäudes stand: Warum hat diese Frau ihren Mann erschossen? Warum ist sie nach dem Höllenlärm des ersten Schusses nicht schlagartig zur Besinnung gekommen?

Für einen Augenblick erlaubte sich die Kommissarin auch die Frage, was sie in ihrer eigenen Ehe erleben müsste, um selbst dermaßen auszurasen.

---

In den folgenden fünf Stunden machte Karin Krogmann weder aus ihrem Tatmotiv noch aus ihrer Lebensgeschichte ein Geheimnis. Sie saß der Kommissarin an einem kleinen Schreibtisch gegenüber. Er hatte keine Schublade, keine Tür, nur eine Platte, auf der gerade genügend Platz war, um Tonband, Mikrofon, Block und Stift unterzubringen.

Der nackte Tisch glich einer Aufforderung. Wer hier der Polizei gegenüber saß, sollte sich nicht verschließen. Er sollte alles Verborgene hervorholen. Alles, was Menschen mitteilen konnten, war dazu geeignet, auf diesen Tisch zu kommen.

Das glauben in der Regel nur Polizisten. An diesem Mittag jedoch teilte offensichtlich auch die Täterin diese Meinung.

„Stellen Sie mir ruhig alle Fragen, die Sie stellen müssen,“ sagte Frau Krogmann. Sie klang erschöpft und deprimiert, und die Rötung ihrer ungeschminkten Gesichtshaut verriet, dass sie geweint hatte.

„Ich möchte Ihnen überhaupt nichts verheimlichen, denn ich weiß, dass ich das Schrecklichste getan habe, was ein Mensch einem anderen Menschen zufügen kann. Und dafür muss ich bestraft werden.“ Sie putzte sich die Nase und erzählte von Konstantin, ihrem Mann.

Er war Oberstleutnant und Jetpilot bei der Bundeswehr. Vor drei Monaten ging er in Pension.

„Und Pfingsten, also vor vier Wochen, hat er mir mitgeteilt, dass er mich wegen einer anderen Frau verlassen will.“ Karin Krogmann konnte nicht mehr weitersprechen. Ihre Lippen zitterten. Sie wischte mit dem Taschentuch über ihre Augen, doch sie brauchte nur ein paar Sekunden, um sich wieder zu fangen.

„Ich habe meine Ehe zu keinem Zeitpunkt als kritisch erlebt,“ versicherte sie der sieben Jahre älteren Polizistin mit so eindringlichem Blick, als appelliere sie an deren eigene Eheerfahrung.

„Wenn auch Sie verheiratet sind, müssen Sie doch begreifen, was das bedeutet. Das ist doch nicht selbstverständlich. Wer aber in seiner Ehe so glücklich ist wie ich, der stürzt umso härter, wenn ihm gesagt wird, dass nun alles vorbei sein soll.“

Die Kommissarin hörte zu und wunderte sich über den flüssigen und disziplinierten Erzählstil dieser Frau.

Karin Krogmann räumte ein: „Natürlich haben wir uns hin und wieder verbal gefetzt. Aber das sagt ja überhaupt nichts über die Qualität unserer Ehe aus. Grundsätzlich kann ich nur sagen, dass ich fast 30 Jahre lang einen ungeheuer liebevollen, fürsorglichen und guten Ehemann hatte, der mich immer an seinem wunderbaren Leben hat teilnehmen lassen. Ich habe immer eine glückliche Ehe mit ihm geführt. – Und ich bin immer davon ausgegangen, dass auch er glücklich ist.“

Die Kommissarin drückte zwischendurch die Aufnahmetaste

ihres Tonbands und sprach ins Mikro. Karin Krogmann schienen ihre eigenen Worte, die sie nun aus dem Mund einer fremden Frau zum zweiten Mal hörte, weder sonderlich zu interessieren noch zu irritieren.

Während die Polizistin rezitierte, stöberte sie bereits gedanklich in ihrem Lebensarchiv. Darum brauchte sie keinerlei Denkpausen, um die weiteren Fragen Irmgard Pachels zu beantworten.

Die Kommissarin wollte wissen, wie Frau Krogmann an die Tatwaffe gekommen war.

„Sie gehörte meinem Mann. Und das war so ein Thema, an dem wir uns immer wieder gerieben haben. Er hat sie vor Jahren als Erinnerung an seine Pilotenausbildung aus den USA mitgebracht. Ich wollte dieses Ding nie in unserer Wohnung haben. Natürlich konnte ich nicht von ihm erwarten, dass er sie wegwirft. - Das ist ja auch gar nicht erlaubt. Aber er sollte sie aus der Wohnung schaffen. Darum hat er den Revolver in den vergangenen Jahren in seinem Büro aufbewahrt. - Bis zu seiner Pensionierung. Dann musste er ihn ja mit nach Hause nehmen - und auch die Munition.“

„Hatte Ihr Mann denn eine Waffenbesitzkarte?“

„Nein,“ sagte Frau Krogmann und sah dabei auf ihren Schoß, als schäme sie sich, das Bild ihres Mannes durch diese Aussage zu verkratzen.

„Aber woher wussten Sie denn, wie man mit so einer Waffe umgeht, wie man die lädt?“

„Mein Mann hat - soviel ich weiß - nie mit dem Revolver geschossen. Er lag immer unberührt in unserem Schlafzimmer. Von ihm wusste ich nur, dass man eine Waffe ölen und reinigen muss. Darum habe ich mir in einem Waffenladen oder Jagdgeschäft Öl gekauft. Und weil ich bei meinem Mann mal gesehen

hatte, dass er zum Säubern Pfeifenreiniger benutzte, hab' ich mir auch die in irgendeinem Tabakgeschäft gekauft.“

„Und wo in Ihrem Schlafzimmer lag die Waffe?“

„Rechts ganz oben auf einem Regal im Nähkörbchen. Es ist schon ein paar Tage her, da habe ich sie von da oben heruntergeholt. Ich hielt sie in meiner Hand und spürte, wie mir die Waffe half. Sie wirkte beruhigend auf mich.“

„Wieso beruhigend? Das müssen Sie mir erklären.“

„Ich hatte mir alles daran angeguckt, denn ich kannte die Handhabung ja nicht. Dann habe ich die Patronen rein und raus getan und den Hahn gespannt. Immer wieder. Das tat ich vor allem dann, wenn ich sehr traurig, einfach fertig war. Dabei erinnerte ich mich daran, wie man in Amerika solch einen Revolver nennt – Peacemaker. Und weil ich ohne Trittleiter nicht an das obere Regal kam und die Waffe immer häufiger herunterholte, habe ich sie dann nur noch in die Schublade unserer Flurgarderobe gelegt. Dieses Hantieren hatte mir eine gewisse Beruhigung gegeben. Denn ich hatte nun ja eine Möglichkeit gefunden, meinem Leiden ein Ende zu setzen. Mit meinem Selbstmord wollte ich meinen Mann beschämen. Ich wollte ihm zeigen: Sieh, wo du mich hingebracht hast.“

„Letztlich haben Sie aber nicht sich, sondern ihren Mann umgebracht.“

Karin Krogmann saß auf ihrem Stuhl, ein Bein über das andere geschlagen, und verbarg ihr Gesicht hinter ihren Händen. Sie sagte etwas, doch ihr Weinen verzerrte ihre klare, beherrschte Sprache.

Die Kommissarin schwieg; so, als fände sie es taktlos, in diesem Moment zu fordern: „Wiederholen Sie bitte Ihre Aussage. Ich habe Sie nicht verstanden.“

Dann wiederholte Frau Krogmann von sich aus unter leisem

Weinen: „Ich habe es getan. – Ich habe es getan. Wenn ich es doch nur rückgängig machen könnte – ich würde es sofort tun.“

„Aber wann haben sie denn beschlossen, nicht sich selbst, sondern Ihren Mann umzubringen?“

Karin Krogmann schüttelte den Kopf und winkte ab, als sei alles ganz anders gewesen, als die Kommissarin vermutete. „Es war überhaupt kein Beschluss, ihn zu erschießen. Nicht im eigentlichen Sinne. Ich habe nie daran gedacht, nur meinen Mann zu erschießen und nicht mich. Wissen Sie, Frau Pachel, das war ein ständiger Wechsel der Gefühle. Zuerst hatte ich vor, mich zu erschießen. Dann wollte ich ihn erschießen und dann ihn und mich.“

„Und wie oft haben Sie dann auf Ihren Mann geschossen?“

Die Verhörte sah mit einem Blick, der nichts fixierte, an der Kommissarin vorbei. Sie schwieg.

„Wie oft haben Sie geschossen?“

Dann sagte sie leise, wie geistesabwesend: „Es müssen sechs Schüsse gewesen sein, denn ich hatte den Revolver ja vollgeladen, und als ich ihn auf mich richtete und abdrückte, hat es nur Klick gemacht.“

„Ist Ihr Mann denn schon nach dem ersten Schuss zusammengebrochen?“

Frau Krogmann schüttelte den Kopf: „Nein – er drehte sich um...“

„Er drehte sich zu Ihnen um?“

„Ja, er kam auf mich zu und rief: ‚Nein – nein‘.“

„Aber Sie haben dann trotzdem weiter auf ihn geschossen.“

Frau Krogmann nickte wortlos, als könne sie selbst nicht glauben, dass das, was sie der Polizistin erzählte, wirklich passiert war.

„Und was haben Sie gemacht, als Ihr Mann am Boden lag?“

„Ich weiß nicht – ich glaube, ich habe nur noch gesagt: Ich hab’s getan, ich hab’s getan.“

Die Kommissarin wollte von Karin Krogmann wissen, ob sie Kinder hatte. Doch ihre Frage blieb sekundenlang unbeantwortet.

Irmgard Pachel sah in ihrem Gesicht, dass sie mit dieser Frage einen Nerv getroffen hatte. Bis jetzt sprach Frau Krogmann wie eine Frau, die sehr verzweifelt und zugleich aufgeregt endlich ihr Herz ausschütten konnte. Ihre Aussagen gerieten zwar hin und wieder ins Stocken, wenn sich Tränen in ihre Sätze drängten, dennoch verlor sie nie den Roten Faden. Jetzt hingegen liefen ihr die Gefühle aus dem Ruder.

Sie fing laut an zu weinen, und das Einzige, was die Kommissarin dabei heraushören konnte, war ein „Entschuldigen Sie bitte, Frau Pachel.“

Das klang wie die Scham eines Menschen, für den es ein Leben lang passé war, auch nur den Ansatz seiner Verzweiflung der Öffentlichkeit preiszugeben.

In 40 Jahren Dienstzeit hatte die Polizistin gelernt, echte von falschen Tränen zu unterscheiden. Darum hätte sie etwas drum gegeben, jetzt irgendeine ausgekochte Betrügerin oder einen gewöhnlichen schweren Jungen auszuquetschen. Sie kritzelte auf ihrem Block herum, weil sie Blickkontakte nicht wollte. Nicht jetzt und nicht mit dieser Frau. Sie mied ihre deprimierten dunklen Augen – wollte ihretwegen nicht mit aufgeweichter Seele aus dem Verhör gehen.

Frau Krogmann atmete tief durch, als wolle sie die schweren Gedanken mit der eingesaugten Luft aus ihrem Gehirn blasen. Sie versuchte, etwas zu sagen, konnte ihr Weinen aber nicht unterdrücken. Irmgard Pachel wollte sie beruhigen: „Lassen Sie sich ruhig Zeit.“

Stammelnd brach dann die Antwort aus ihr heraus, auf die die Kommissarin wartete: „Ja, wir haben zwei Kinder, zwei sehr liebevolle Kinder und zwei wunderbare Enkelkinder. – Es ist so unbegreiflich, was ich meiner Familie angetan habe.“

Die Polizistin spürte, dass sie mit ihren Fragen nach den Kindern in diesem Moment nur quälend weiter kommen würde. Sie versuchte herauszufinden, was sich in den 29 Ehejahren der Karin Krogmann abgespielt hatte und wie es zu diesem Verbrechen kommen konnte.

*Andreas Kläne*

***Totgeliebt***

*Nachwort von Rolf Bossi*

*352 Seiten, gebunden*

*ISBN: 978-3-934918-24-5*

***Jetzt überall erhältlich!***